

# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Witthauer.

226

Donnabend, den 12. November 1842.

## Das Lustspiel zu Pferde.

(Fortsetzung.)

Die französische Sprache hat sich in der neuesten Zeit mit mehreren Ausdrücken aus der englischen bereichert, wie Sport, Sportsman, Gentleman-Riders etc. Sport bedeutet zu gleicher Zeit Jagd, Pferderennen, Laubenschießen, Kämpfe zwischen Hunden oder Hähnen, Ratten, Boxern, Wetten jeder Art, mit einem Worte alle Leibesübungen, alle ermüdenden und gefährlichen Vergnügungen, welche Stärke, Kühnheit und Eitelkeit erfordern. Aber der eigentliche Sport ist kostspielig, und die Anglomanie, indem sie das Wort einführte, hat sich nicht sehr consequent gezeigt; es findet in Frankreich seine Anwendung nicht; Frankreich ist nicht wie England ein großer Stall; der Nationalgeist ist hier nicht excentrisch, und es gibt hier keine Familien, die 100,000 Pfund Sterlinge Einkommen haben. Auch ist bey den Franzosen das Wetten nicht so üblich. Der Engländer wettet über Alles, und nicht allein der Reiche verschleudert auf solche Weise seine Guineen, sondern die Wuth zu wetten hat sogar die dienende Classe angesteckt. Neulich verlangte der Kammerdiener des Herzogs von Bucleugh seinen Abschied, „weil er in Geldverlegenheit sey,“ sagte er zu seinem Herrn, er habe auf dessen Pferde gewettet, und 1200 Pfund Sterling (12,000 fl.) verloren. Die Anglomanie geht bis ins Lächerliche weit in Frankreich. So tragen die französischen Kutscher jene kleinen runden Perücken von weißer Wolle, welche in England bey den Kutschern der höhern Aristokratie üblich sind. In England aber hat man einen Zweck dabey. Die Herrschaft muß für jeden gepuderten Kopf ein Pfund Sterling Abgabe zahlen; die weiße Perücke hat man ausgedacht, um dieser Taxe nicht unterworfen zu seyn; und zugleich die mit dem Puder verknüpften Unannehmlichkeiten zu vermeiden. Ein Gentleman-Rider ist freylich wörtlich ein adeliger Reiter, und darum sind die Mitglieder des Jockeyclubbs so veressen darauf: allein der buchstäbliche Sinn ist längst verwischt; jeder, der bey dem Wettrennen zu Pferde erscheint, auf eigenem oder fremdem Pferde, ohne Lohn dafür zu bekommen, ist ein Gentleman-Rider.

Die Anglomanie geht so weit bey den Franzosen, daß sie nicht mehr reiten lernen wollen, weil man in England nicht reiten lernt. Die Englän-



der wachsen aber unter den Pferden auf, ganz jung besteigen sie einen Pony. Die Damen machen ihre Besuche zu Pferde, und vor dem Thore des Parlaments sieht man immer einige hundert Reitpferde stehen. Die Advocaten reiten in den Gerichtspallast und die Professoren in die Collegien. Auch sind die englischen Pferde leicht zu lenken, und obgleich die französischen Dandys vorzugsweise solche kaufen, so muß dagegen bemerkt werden, daß aus England nur Thiere von geringerem Werthe ausgeführt werden. Wer regelmäßig hat reiten gelernt, beeilt sich, es zu vergessen. Das Ärgste, was man einem Reiter nachsagen kann, ist, daß er zu Pferde sitze, wie ein Stallmeister. Statt der Reitepeitsche trägt man einen Stock, und dazu ein Lorgnon; die Sporen sind ebenfalls abgekommen.

Auf die Ställe werden große Summen verwendet; es kommt dabey nicht allein auf die Qualität, sondern auch auf die Quantität der Pferde an. Oft ist aber ein überreicher Stall für einen Dandy, was eine gutversehene Bibliothek für einen Bankier ist, nemlich bloß ein Gegenstand des Luxus. Lord S\*\*\*, der fünfzig prächtige Renner im Stalle stehen hat, reitet seit vierzehn Jahren ein und dasselbe Pferd. Das Beste, was man den Engländern zu verdanken hat, ist das wohlfeile Reitzeug; man verwendet auf diesen Gegenstand nicht über 160 bis 200 Franken, vor diesem war es eine Ausgabe von 1500 bis 1800 Franken. Gestalt und Größe der Pferde sind gleichfalls den Launen der Mode unterworfen: man bestellt sie, wie man Röcke und Hosen bestellt, heute große, morgen kleine, heute schwächliche, morgen stämmige. Da müssen nun die Pferdehändler wissen, durch Combinationen und durch Croisiren der Racen sich in Stand zu setzen, stets den Nachfragen zu genügen. Man erzählt sich in dieser Beziehung folgende Anekdote. Vor drey Jahren begegnete Baron S\*\*\* im Gehölze von Boulogne einem seiner Freunde, einem „Löwen,“ der aber mit seinen Ansprüchen auf seine Lebensart etwas Knickerey verband. „Sehen Sie,“ sagte der Freund zum Baron, „ein Mann comme il faut, ich möchte fast sagen, ein Mann, der sich achtet, kann sich nur auf einem Halbvolblutspferde zeigen, das ein wenig stark von Hals und Hüften ist, wie dieses,“ — damals waren solche Pferde Mode. Im vergangenen Frühjahr stößt Herr von S\*\*\* wieder auf besagten Freund. „Bester,“ sagte er zum Baron, „sehen Sie, ein Mann comme il faut, ich möchte fast sagen, ein Mann, der sich achtet, kann sich nur auf einem Hack sehen lassen, auf einem Vollblutspferde mit schlanken leichten Formen; es ist gegenwärtig so Mode, wie das Thier, das ich da habe.“ Es war dasselbe, das er drey Jahre zuvor ritt.

Das Rendezvous der Reiter von gutem Tone ist das Gehölz von Boulogne. Im Gehölze von Boulogne genießen die Söhne der reichen Familien die ersten Freuden des Galoppes, wenn sie sich einmal von der Schulbank auf ein feuriges Ross geschwungen haben; auch sind sie die eifrigsten und treuesten Besucher des Gehölzes. Neben ihnen erscheinen ein Duzend Seladons. Mancher Beau (so nannte man die Dandys unter dem Directorium) hat seit 1795 nicht aufgehört, eine Zierde der Champs élysées zu seyn, und ist an zwey bis drey Generationen vorbeegaloppirt. Zu den beständigsten Habitues des Gehölzes von Boulogne gehört auch Hr. A u b e r, der gegenwärtige Director des Conservatoriums, der seine anmuthigsten Melodien bey dem Reiten findet. Ein Freund von Wortspielen, in dessen Gegenwart man sagte: „Mr. Auber monte chaque jour ses chevaux,“ antwortete: „mais non, il monte ses opéras.“ Das Galoppiren ist



ganz abgekommen; man zieht die sanften, langsamen Pferde vor. Der Gentleman-Rider fährt in seinem Cabriolet bis ins Gehölz; hier führt ihm der Groom sein Reitpferd vor, auf dem er im Trabe durch die Alleen reitet, und alle Barrieren vermeidet; es wird nur noch auf der Jagd gesprungen, nemlich auf der Hekjagd. Diese hat aber seit der Revolution in Frankreich sehr abgenommen. Man will Alles den Engländern nachahmen; es fehlen aber die englischen Guineen. In England zählt man über zweyhundert Jagdequipagen, mit einem großen Luxus von Pferden, Hunden, Piqueurs. Dabey sind die Jagdliebhaber von den höhern Classen sehr gastfrey. Ihre Schlösser mit den reichbesetzten Tafeln stehen die vier Wintermonate hindurch den zahlreichen Fremden offen, die an den Jagdbelustigungen Theil zu nehmen wünschen. Die armen Landedelleute und sogar die Pächter aus der Umgegend sind befugt, sich dem Jagdzuge anzuschließen. Dazu braucht man weiter nichts, als beritten zu seyn, und den Ort des Rendezvous zu wissen; diesen erfährt man stets durch die Blätter, die eigens die Interessen des Sports vertreten. Zu Paris sind vielleicht kaum fünf große Jagdzüge (equipages de chasse). Vor einigen Jahren kam ein Engländer, Namens Johnson, nach Paris, um in der Nähe eine Miethjagd einzurichten. Für 25 Louisdor des Jahres versprach er wöchentlich einen Fuchs zu schaffen. Der Mann hatte sich durch die Prahlereyen der Jagdliebhaber täuschen lassen: er machte so schlechte Geschäfte, daß er seine Hunde verkaufte, damit sie nicht Hungers stirben. Die Steeple chace, was die Franzosen mit Course au clocher übersehen, ist eine englische Excentricität, die sich in Frankreich nicht acclimatistret hat. Das Publicum, und bald nachher auch die Liebhaber haben bald an dem halsbrechenden Vergnügen den Geschmack verloren.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Englische Kunstcelebritäten.

### I. Andreas Ducrow.

Wenn es wahr ist, was Jemand von Gewicht gesagt hat, daß, wer in Einem Stücke vor allen Andern sich auszeichne, ein Genie sey, so war Andreas Ducrow ein Genie, ganz abgesehen, daß er, was bey sehr wenigen Genies der Fall, ohne hyperbolische Übertreibung die Freude und Wonne von Millionen gewesen ist. Natürlich spreche ich von dem im Laufe des Jahres zu London verstorbenen Kosselkünstler. Theaterenthusiasten blicken mit Verachtung auf das Genre des Schauspiels, in welchem Ducrow auf der Höhe des Ruhmes stand — ein Beweis, daß sie in ihrer stolzirenden Bewunderung des Drama vergessen, was Drama bedeutet. Drama bedeutet im rechten Sinne jede Bühnenvorstellung, begreift folglich Poesie, Musik und Tanz, Malerey und Maschinwesen, mit Einem Worte, alle combinirte Hebel, die das sogenannte Schauspiel hervorbringen. Wer aber hat Astley's Amphitheater in London unter Ducrow's Direction gesehen oder davon gelesen, und möchte ihm ein in seiner Art seltenes dramatisches Kunsttalent abläugnen? Hier jedoch nur, weil er in keinem Conversationslexicon steht, eine flüchtige Skizze seines Lebens.

Andreas Vater war Peter Ducrow, gemeinhin der stämmische Herkules geheiß, ein umherziehender „Künstler,“ der durch Muskelkraft und Gewandtheit jahrelang das Erstaunen Londons und der Provinzen war. Andreas erblickte das Licht der Welt in einem Gasthause unweit London, the Nag's head, und konnte nie ermitteln, ob im Jahre 1790 oder 1793. Er wurde frühzeitig in Posituren und Purzelbäumen unterwiesen und zählte kaum zehn Jahre, als er sich in Windsor oder vielmehr bey einer Privatvorstellung in



Frogmore-lodge den Beyfall der königlichen Majestäten erwarb. Sein Vater beabsichtigte einen Hercules aus ihm zu machen; aber die Natur widersprach. Dagegen befähigte ihn sein leichter Körper zum Seiltänzer, und Richer, damals erster Meister dieser halbsbrechenden Kunst, wurde sein Lehrherr. Andreas lernte schnell und gut. Doch sein Genius zog ihn nach Astley's Arena, und Collet, der Gefallen an dem schmucken Jungen fand, unterrichtete ihn unentgeltlich in den Mystereien der höhern Reiterrey. Sobald er auf dem Seile springen und auf dem Pferde tanzen konnte, bildete sein Vater als Anhängsel zu seinen Leistungen eine kleine Reitergesellschaft und besuchte Bath. Hier hatte Andreas das Unglück, vom Pferde zu fallen und das Bein zu brechen. Sein Vater nannte es Ungeschick und züchtigte ihn mit der Reitpeitsche. Nach dem Tode dieses zärtlichen Vaters trat Ducrow in Astley's Gesellschaft als erster Seiltänzer und Reiter. Eine Einladung des auch in Deutschland bekannt gewordenen Blondell veranlaßte ihn, seine Stelle aufzugeben und mit Blondell den Continent zu durchziehen. 1813 kam er nach England zurück und glänzte im Surrey-Theater auf dem Seile als Stern erster Größe. Eine seiner Thaten — ihm seitdem oft nachgemacht — bestand darin, daß er auf dem Schubkarren einen Knaben von der Bühne nach der Gallerie und zurück rollte. Als er am folgenden Abende die kecke That wiederholen wollte, war der Knabe nicht zu finden, der sich gestern dazu verstanden, und keine Überredung konnte einen Andern bewegen, sich gleiches Ruhms theilhaftig zu machen. Also kutschte Ducrow den leeren Schubkarren nach der Gallerie. Nichts Arges ahnend, saß hier der Verschwundene. Aber ihn sehen und packen, war bey Ducrow Gines. Im nächsten Moment hatte er den vergeblich Sträubenden auf dem Karren und trottirte ihn auf dem Seil hinab auf die Bühne, der Ärmste wahrscheinlich, wie Shakespeare sagt, *distilled almost to jelly by the act of fear*. Um ihn empormachende und überragende Tänzer verleidenen ihm das Seil. Er wendete sich davon ab, zur Reitkunst, und galt in Kurzem der beste Reiter. Das aber genügte ihm nicht. Die theatralische Reiterrey war ein Gewerbe. Er erhob sie zur Kunst, gab ihr Ausdruck und Grazie, machte sie zu einem Tableau. Kein Wunder, daß er sich zur Compagnonschaft mit Astley aufschwang, und nach Astley's Tode (1824) wurde er Haupteigenthümer des Amphitheaters, der er auch blieb, bis im Juny vorigen Jahres die Flammen das Gebäude einäscherten. Ducrow's pecuniärer Verlust war bedeutend. Eine reiche Subscription und Beneficentvorstellungen in mehreren Theatern hielten ihn ziemlich schadlos. Aber den erschütternden Eindruck, welchen der letzte Schrey einer im Feuer umgekommenen Dienstmagd, die lange Zeit in der Familie gewesen, auf seinen Geist gemacht, konnte keine Hülfe verlöschten. Er fiel in temporären Wahnsinn, aus welchem ein sanfter Tod ihn erlöste. Verheirathet war er zweymal, und aus der zweyten Ehe leben zwey Kinder. Sein Privatcharakter hatte wenige Flecken und viele guten Seiten. Wer für die finanziellen Umstände eines Künstlers sich interessirt, wird es kein übles Geschäft nennen, das Ducrow in den Stand setzte, seiner Familie in den englischen Fonds das Sümmden von 50,000 Pfund zu hinterlassen, mit zehn multiplicirt, eine halbe Million Conventionsgulden. Der Schluß seiner, von keinem Schmeichler abgefaßten Grabchrift lautet: *In him the arts and sciences have to deplore the loss of a generous patron; his family an affectionate husband and father; his friends a boon companion, and the world a strictly honourable man.* — Einem Solchen muß die Erde leicht seyn. W. S.

### Eine diabolische Theaterkritik.

Von Franz Dingelstedt.

— — — sondern es ist gerade noch so, wie zu den Zeiten des Evangeliums: „Er gehet umher wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge.“ Nein, das doch nicht mehr. Dieß Blättlein hat sich, wie manches andere, gewandt. Jetztunder müssen wir ihn verschlingen. Entseßlich, aber wahr!



Ich habe ihn nun fünf Male verschlungen, diesen Teufel, und zwar in einer förmlichen Polyglosse: französisch, englisch, holländisch, deutsch, wienerisch. Ein französischer *Diable*, ein englischer *Devil*, ein deutscher Teufel, nun das Alles geht noch an; aber ein holländischer *Dywel*, — ich versichere Ihnen, da hört Alles auf, — ein Teufel, der seine Mitmenschen und Nebenteufel per „*Mynheer*“ titulirt und tractirt, ein Teufel, der statt des typischen Hörnleins und Bockfüßchens ein niederländisches Schmeerbüchlein vor sich hinschwabbelnd trägt und nicht mehr nach dem Schwefelstuhle sinkt, sondern nach Rauchtabak — *apage, Satanas!*

In Paris spukt er noch, der Teufel mit seinen Memoiren. Im vorigen Frühjahre erschien er zuerst auf dem *Bauville-Theater*, dicht neben der Börse, unweit des *Palais royal* und der *Boulevards*; urtheilen Sie, ob das eine Stätte ist, wie sie sich für ihn schickt. Er hielt sich lange, lange, länger als irgend ein Stück der Saison, die Sommerhitze vertrieb ihn nicht, wie ja natürlich ist, und erst, als das *Bauville-Theater* wegen einer Theaterintrigue geschlossen wurde, verschwand er. Auch der Teufel hält das nicht aus. Jetzt eben wird dasselbe von Neuem und „*feyerlichst*“ eröffnet unter Leitung des *Monsieur Ancelot*. Wenn ich sage *Monsieur Ancelot*, so meine ich, begreiflicher Weise, *Madame Ancelot*. Und wer erscheint aber zum ersten Male wieder, „*feyerlichst*“ oder *feuerlichst*, wie Sie wollen? — Nun, der Teufel, wer anders? — *Les mémoires du Diable*, par *MM. Etienne Arago et Vermont*, après *M. Soulié*. Der Teufel hat sich heuer fürchterlich bearbeiten lassen.

Ich sah — oder um bescheidenen zu seyn, wir sahen — oder um am bescheidensten zu seyn, Referent sah den Teufel in eigener Person zum ersten Male den 30. März dieses Jahres. Er hieß *Felix* und mit seinem Theaternamen, nicht wie bey uns, *Robert*, sondern *Robin*. Ist das nicht komisch? Wir borgen seinen Theaternamen aus einer französisch-deutschen Oper (*Robert le Diable*, vulgo — „*Robert der Teufel*“), und die Franzosen hinwiederum aus einer deutsch-französischen Oper (*Robin des Bois*, vulgo — „*Der Freyschütz*“). Der Teufel scheint mit den Opern sehr genau zusammenzuhängen. Übrigens war er, wie ihn schon mein Freund *Heinrich Heine* fand, ein sehr manierlicher Mensch, schwarz angezogen, gerade wie unser *Giner*, und seiner Profession nach, auch wie unser *Giner*, ein Schreiber, er bey einem *Advocaten*, wir bey einem *Buchhändler*, das verschlägt im Grunde nichts. Wie menschlich dieser Teufel liebt, leidet und handelt, ist aus den Expositionen des Stückes satfam bekannt, im Allgemeinen auch aus mehr als einem Grunde erklärlich. Wo so viele Menschen zu Teufeln werden, muß der Teufel zum Menschen werden, um doch etwas zu seyn, freylich noch ver-teufelt wenig. Außerdem ist *Mad. Dothe* vom *Bauville* so über alle Begriffe hübsch und reizend, daß Jedermann ihr zu Gefallen der Teufel selbst werden möchte, versteht sich nur in den Memoiren.

Von Paris wehte mich der Wind nach London. Eines schönen Abends — es war am 22. July ebenfalls dieses Jahres — hatte ich in *London-Lavern* vortreflich zu Mittag gegessen, und konnte, in Folge dessen, weder in die italienische Oper gehen noch in einen Theegarten. Wie so? Weil ich zu dick und zu träge war, um zwey Stunden Wegs zu fahren nach meinem schwarzen Frack, und dann wieder zwey Stunden in *Her Majesty's Theatre*. So fiel ich denn, absichtslos und schwärmerischen Geistes, in einen der *City-Omnibus*. Ich rolle und werde gerollt, durch *Regent-Street*, über *Piccadilly* und *Charing-Cross*, den Strand entlang, *Fleet-Street* fort, *Ludgate-Hill* hinauf, an *St. Pauls* vorüber, bis der Kutscher nahe der Bank



anhält. Ich wälze mich heraus, noch immer absichtslos und schwärmerischen Geistes, ich schendere so durch die City hin, gerathe auf die *Minories*, auf *White-Chapel-Road*, Gott weiß wie, und der Teufel weiß warum; denn urplötzlich steht er vor mir: „*The secret memoirs of the devil*“ — heißt es in riesengroßen Lettern auf einem titanen-langen Zettel an einem zwerghaft-kleinen Hause. Wissen Sie, was das für ein Haus war? Das *Garrick-Theatre*, ein Stall, nach einem Helden benannt, eine Bude, dem Schatten eines Halbgottes gewidmet. Ich trete ein, von Neugier nicht geplagt, nur von Langweile. Sie glauben das nicht, aber der Deutsche kann sich sogar in London langweilen oder deutscher gesagt: ennuyiren. Eine *Private-Box* kostete zween, sage zwo, schreibe zwey Schillinge; eine *Private-Box* mit einem rothen Vorhang und ehemals roth gewesenen Armkissen. In der *Italian Opera* vierundzwanzig Pfund Sterling, im *Garrick-Theatre* vierundzwanzig Pence. Und doch, liegt aller Unterschied nicht in der lieben Einbildung? Ich setzte mich und sah den englischen Teufel, lange nicht so manierlich wie den französischen. Schlechte Gesellschaft verdirbt gute Sitten. Und hier war er nur unter Matrosen, die Tabak kauten, und unter armen Tagelöhnern, die nichts zu kauen hatten. Ehrlich gestanden, der Teufel gefiel mir nicht. Ich ging bald von dannen.

Von London wehte mich der Wind nach Holland. Ich bin sehr leicht, meinen Sie, und sehr verwöhbar? — Meinethwegen. — In Rotterdam erschien mir, in einen vagirenden Schauspieler verkleidet, der Teufel schon wieder, am 27. August, wiederum dieses Jahres. Nicht wahr, das ist recht merkwürdig? Ist der Teufel mehr Bagabund oder der Journalist? Dieser holländische Teufel trug, ich sagte es Ihnen schon, einen vergnügten Schmeerbauch, und um recht diabolisch zu seyn, hatte er eine rothe Perrücke aufgestülpt. Ich saß ihm dicht gegenüber in einer Proscaeniumsloge und fürchtete mich gar nicht vor ihm; waren wir doch alte Bekannte. Wenn er heraufsah, mußte ich immer lachen, obwohl er sich alle Mühe gab, mich weinen zu machen. Darüber hätte ich mich schier mit ihm brouillirt, er schnitt mir gräßliche Gesichter, sogar hinter der Coullisse her. So ein Teufel hat eine vortreffliche Nase, er wittert einen Recensenten auf fünf Schritte.

Aus Holland wehte mich — dießmal kommt diese Lebensart zum letzten Male — der Wind nach Deutschland, in meine liebe, lang vermißte, lang begrüßte, tren ersehnte, neu gewöhnte Heimat. Da war ich am Rhein, und hörte doch wieder deutsch reden — von den Possillionen, und englisch auf dem Dampfschiffe. In Frankfurt landete ich gegen Einbruch einer klaren, frischen Herbstnacht. Aus dem Fenster des „Schwans“ — Dichter logiren gern im weißen „Schwan“ oder „in der goldenen Gans,“ nicht so? — blickte ich gerade auf das Theater. Nun, Gottlob, denke ich, nach Jahr und Tag einmal wieder ein deutsches Schauspielhaus und hoffentlich auch eine deutsche Nationalpoesie, — von *Shakespeare* oder von *Scribe*. — „Gargon, den Theaterzettel!“ — Man hört, wie deutsch. — „Voilà Monsieur!“ — O süßer Laut vom Ufer der Garonne! — „Freitag, den 9. September: „Die Memoiren des Teufels“ u. s. w. u. s. w. Frey bearbeitet nach dem Französischen von *W. A. Hermann*.“ — Das Blatt fiel auf die Erde, und mein Haupt auf meine Brust. Allein ich erkannte nun, was mein Verhängniß war. Ich zog einen guten Rock an, wegen der Recensenten des Publicums, und ging voll Resignation und Entschlossenheit. Gerade zur rechten Zeit trat ich ein, um *Hrn. Daisson* eintreten zu sehen in dem wohlbekannten schwarzs- und rothen, teuflisch drapirten Schreibermäntelchen. Ich nickte ihm freundlich zu, aber er bemerkte es nicht. Ja, so ein Teufel ist in Deutschland gewaltig hochmüthig, insonderheit gegen einen Literaten, der wie-



der im Parterre steht, wohin er daheim gehört, nicht, wie im Auslande, aus einer Loge im ersten Rang vornehm herablognirt und ganz incognito den großen Herrn spielt. Im Zwischenact begrüßte ich mich mit Carl Gutzkow. Wir hatten in Paris schon denselben Teufel zusammen betrachtet und stellten nun gemüthliche Vergleiche an. Es war nicht zu verkennen, daß sich Gutzkow große Verdienste um den Frankfurter Teufel erworben hatte; Baison und Meck, welcher letzterer den edlen Maurermeister, des Teufels Gesellen, darstellte, gleichen den guten französischen Originalen, wie eine gute Copie eben gleichen kann.

Von Frankfurt — . . . Nein, jetzt ist es gewiß das letzte, das allerletzte Mal, so Gott und die Menschen wollen, — von Frankfurt wehte mich der Wind nach Wien. Und hier erschien, Andern zum ersten, mir zum letzten Male, am 5. dieses Monats und dieses Jahres, der Teufel mit seinen Memoiren auf der friedlichen Josephstädter Bühne. Lassen Sie mich mit einigen ernsthaften Worten über diese Erscheinung und Vorstellung meinen lustigen Artikel schließen, damit er doch was Gutes und Vernünftiges hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Notizenblatt.

Eine naive Negeransicht. Der berühmte englische Geolog W. Buckland wohnte kürzlich zu Leeds einem Feste bey, das zur Feyer der Vereinigung des Industrievereins und der Literaturgesellschaft gedachter Stadt dort veranstaltet worden war. Er hielt dabey einen Vortrag, worin er seinen Zuhörern folgenden Scherz zum Besten gab: Vor einiger Zeit kam ein westindischer Neger nach England, der sich über den Bienenfleiß, die rege Thätigkeit und das emsige Thun und Treiben, das er überall wahrnahm, nicht genug wundern konnte. „Ihr machen,“ äußerte er gegen einen meiner Freunde in seinem Jargon, „Feuer arbeiten, Wasser arbeiten, Rauch arbeiten, Wind arbeiten, alles und jedes arbeiten, Schwein allein nicht braucht arbeiten, kann fressen und nicht braucht arbeiten, Schwein allein der einzige Gentleman in Engelland ist!“

3.

Rossini's letzter Wille. Rossini hat kürzlich einem der ersten Notare zu Bologna, berichtet ein dortiges Blatt, ein versiegeltes Packet mit dem Bedeuten eingehändigt, daselbe soll erst nach seinem (Rossini's) Hintritt eröffnet werden. Es ist an „Signora Olympia P\*\*\*\*“ adressirt, und soll, wie es man wissen will, die Partitur einer Oper enthalten, welche der Maestro samt seiner ganzen liegenden und fahrenden Habe dieser seiner Freundin vermachet.

1.

Die Gorallen. So heißt ein armes slavisches Völklein auf den höhern Felsenrücken der Karpathen, welches seinen Namen von dem slavischen Worte Gora (Berg) hat. Wie die Sage geht, so waren sie in frühern Zeiten viel zahlreicher; weil sie aber damals oft räuberische Einfälle machten, und die benachbarten Thal- und Flächenbewohner auf ähnliche Weise ausplünderten, wie es noch jetzt die bergbewohnenden Drusen am Libanon thun, so wurden sie nach und nach durch eine kräftige Gegenwehr und durch Mangel aufgerieben. Der Rest nahm durch den wohlthätigen Einfluß des Christenthums eine bessere Gesittung an. Seit dieser Zeit steigen die rüstigen Männer und Jünglinge alljährlich im Monat Juny von den Bergen und lassen sich in den benachbarten Dörfern als Arbeiter für die Ernte aufnehmen. Die Art und Weise, wie sie dieses thun, ist ganz eigenthümlich, und kann als ein



Beytrag zur Ethnologie dienen. Sie ziehen nemlich in einer langen Proceſſion heran und haben an ihrer Spitze einige Muſikanten, welche bey dem Eintritt in ein Dorf wehmüthige Weiſen aufſpielen. Wer zur bevorſtehenden Erntezeit arbeitſame Hände braucht, eilt herbey, und ſucht ſich von dem langen Zuge aus, ſo viel er eben bedarf, und was ihm zu Augen ſieht. Ehe die voranſchreitenden Spielleute, die ſich keinen Augenblick umſehen, das Ende des Dorfes erreicht haben, hat ſich der Zug hinter ihrem Rücken entweder ſchon gänzlich verbunzen, oder ziemlich gelichtet. Der Überreſt wandert ſofort dem nächſten Dorfe zu, wo die vertragsmäßige Aufnahme auf dieſelbe Weiſe geſchieht, bis zuletzt alle, die Muſikanten nicht ausgenommen, auf einige Wochen oder Monden, Dienſtgeber gefunden haben. Im October oder November treten die Gorallen, die ſich ihren Lohn meiſt in Victualien ausbezahlen laſſen, haufenweiſe ihren Rückzug an, und leben mit den Ihrigen den ganzen Winter über vom Ertrag ihrer Sommerarbeit. 28.

Ein frevelhafter Muthwille. Am 7. October d. J. verfielen drey Kinder von 12 bis 13 Jahren auf den ſträflichen Einfall, auf dem Plage von Clermont-Ferrand bey hellem Tage einen Frachtwagen anzuzünden. Als die Flammen hoch empor loderten, liefen von allen Seiten Leute herbey, um das Feuer zu löſchen; allein auf den Ausruf: „Zurück! der Wagen iſt mit Pulverfaſſern geladen!“ — ergriff Alles wieder eilig die Flucht und überließ dem zerſtörenden Elemente ſeinen Raub. Zum Glück kam ein Mann herbey, der jenen Ausruf nicht vernommen haben mochte, band die Pferde los, und rettete an dem Wagen, was noch zu retten war. Wer ſollte es glauben, daß jene drey jungen Miſſethäter aus bloßem Muthwillen noch ein Paar andere Wägen in Brand zu ſtecken bemüht waren. Sie ſollen bereits entdeckt und der Juſtiz zur Büchtigung übergeben worden ſeyn. 9.

Theater-Bulletin. Die italieniſche Oper gab „Il Barbiero di Seviglia“ mit dem Erfolge einer brillanten Neuigkeit. Sgra. Perſiani ſang die Roſine zum erſten Male und feyerte einen Triumph der glänzendſten Art.

Im Théâtre français reuſſirte „Le portrait vivant,“ eine allerliebſte Komödie in drey Acten, welche indessen an die „faſchen Vertraulichkeiten“ erinnern ſoll.

Gleiches Schickſal hatte im Gymnaſe „Le Docteur Robin,“ Vaudeville in einem Acte, ein gelungener Erſling des jungen Dichters Prémara y. Bouffé ſpielt darin den berühmten Garrick unvergleichlich.

„Fargeau-le-Nourrisseur,“ Vaudeville in zwey Acten von den H. Dumanoir und Demery, geſiel im Theater Variétés durch das Spiel der H. Lafont und Lepeintre.

Ebenda ging „La Vendetta,“ Vaudeville in einem Acte von den H. Dumanoir und Siraudin, nicht ohne Beyfall in die Scene. Die beſten Geſchäfte macht dieſes Theater aber mit einer Truppe engliſcher Alciden, „Aériens Anglais“ genannt, welche alles in dieſer Art Geſehene bey weitem übertreffen ſoll. 20.

#### Beylage IV.

Das Porträt J. L. Pyrker's, lithographirt von Kriehuber, gedruckt bey Höfelich.

Gedruckt bey A. Strauß's ſel. Witwe & Sommer.





Krichuber  
842

Gedr. bei Joh. Hofsch.

J. L. Krichuber

geb. den 2<sup>ten</sup> November 1772.

Beilage zur Wiener Zeitschrift  
den 12. November 1842.



